

Nr. 183. Bromberg, den 28. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(13. Fortsetzung —— (Nachdruck verboten.)

Peter lief es eisig über den Rücken. Dieser Gouverneur schien eine feine Nummer, ein würdiger Genosse Mr. Devils zu sein. Peter war froh, als sie das Hafenviertel hinter sich hatten und in die „Mittelstadt“ kamen. Schon von weitem tobte ihnen das Hämmern und Stampfen der Maschinen entgegen.

Langgestreckte, aus weißen Kunststeinen errichtete Fabrikanlagen, Lagerschuppen und Wellblechbaracken tauchten auf. Man fühlte, daß man hier das Herz der Stadt vor sich hatte, dessen Kontraktionen den Pulsschlag des ganzen Organismus bestimmten. Hier wurde elektrische Kraft und Licht erzeugt, hier wurde Trinkwasser, flüssige Kohlensäure und Kunsteis gewonnen, hier wurden chemische Präparate hergestellt und vieles andere. Männer in blauen Leinenhosen und rußbeschmiert waren um den Weg und verrichteten, ohne aufzublicken, ihre Arbeit. Ein Neger rollte ein Faß um die Ecke. Schlitzäugige Mongolen hingen an einer Leine Wäsche zum Trocknen auf. Eine Frau von den Sundainseln brachte in einer großen, tönernen Kalabasse, die sie auf dem Kopf balancierte, eisgekühltes Wasser für die Arbeitenden ... Wo man hinsah, fieberte rastlose Geschäftigkeit ... durch geöffnete Fenster erblickte man gleißende Pleuelstangen und auf- und abgehende Kolben, über deren silberne Leiber gelbes Öl troff ... es war eine Orgie der Arbeit, von dem Willen eines Einzigen entfacht.

Eine Sirene heulte. Peter, der das Bild anziehend fand, forschte:

„Wie groß ist eigentlich diese Insel, Mr. Hangman?“

„10 Kilometer im Durchmesser. Sehen Sie, da links drüben ist der Eingang zur Platingrube. Wenn wir einen Feldstecher hätten, könnten wir die Menschen unterscheiden. Es ist eben Schichtwechsel.“

„Sie müssen unerschöpflich viel Platin haben?“

„Leider nicht. Jahrelang hatte es so den Anschein, aber jetzt will die Grube mit einem Male versiegen. Ingenieur White, der Bergbaufachmann ist, macht uns trübe Aussichten. Wenn er recht behält, wird es eine elende Sache! Der ganze Betrieb hier steht und fällt mit der Grube. Was wir hier leisten, ist trotz seiner Großartigkeit keine Arbeit, die Gewinn abwirft. Es ist eine Passion Mr. Devils, eine geniale, aber kostspielige Liebhaberei, die Millionen verschlingt.“

Der Gouverneur schwieg mit zusammengekniffenen Lippen. Die Grube machte ihm in der Tat Sorge.

Allmählich blieb der Lärm hinter ihnen zurück. Die Rickschah durchquerte einen parkähnlichen Komplex, der die Fabrikstadt von der Oberstadt, dem Viertel der Kliniken, trennte. Dann fuhren sie durch gepflegte Anlagen und breite Straßen, an großen, vielfenstrigen Gebäuden vorüber, die wie Krankenhäuser aussahen. Man war im Medizinerviertel.

Vor dem Einfahrtstor eines mächtigen, weißen Hauses hielten sie. „Forschungsanstalt für Tropenkrankheiten“ stand in englischer Sprache darüber.

„Diese wollen wir zuerst erledigen“, proponierte Mr. Hangman. „Damit Sie einen Einblick in unseren Betrieb bekommen.“

Die Säle des Grauens.

Peter schritt an seines Begleiters Seite langsam durch die Räume.

Zuerst ein heller, blitzsauberer Saal mit 20 Betten. Lauter Fälle von Schlafkrankheit. Über jedem Bett eine Tafel mit der Nummer des Patienten, mit Fieberkurve, Pulsnotierungen und sonstigem. Hier schien es nur Nummern zu geben, keine Namen. Alle Stadien waren vertreten, von leichter Somnolenz bis zur tödlichen Lethargie. In einer Ecke saß der wachhabende Wärter. Zwei surrende Ventilatoren sorgten für frische Luft und Kühle. Ein korrekter Betrieb, an dem nichts auszusetzen war.

So dachte auch Peter und fragte:

„Es wundert mich, daß Sie hier auf der Insel bei aller Hygiene so viele Fälle von Schlafkrankheit haben?“

Der Gouverneur sagte kalt:

„Wir machen das absichtlich, Mr. Sander. Die Kranken sind künstlich mit dem Erreger der Schlafkrankheit infiziert. Denn Mr. Devil will ein neu entdecktes Mittel an ihnen ausprobieren.“

Peter wendete sich ab. In seinem Gesicht wechselte Röte und Bläße. 20 Menschen, gesunde Menschen, mit einer der furchtbarsten Krankheit absichtlich angesteckt! Das war ja fürchterlich! Peter war sehr erregt. Er fand, daß das mit Forschung im üblichen Sinne nichts mehr zu tun habe; Mord war das, zwanzigfacher Mord, wenn das Mittel nicht aufs erstemal einwandfrei wirkte!

Der Häßliche an seiner Seite drängte:

„Wir wollen weitergehen, sonst kommen wir heute nicht mehr herum. Wir haben ein großes Pensum vor uns.“ Seine Stimme konnte nicht gefühlloser sein.

Sie kamen in Säle, die voll waren von Malaria, Beriberi und Schwarzwasserfieber. An irgendeinem Bett machte ein Arzt in weißem Mantel eine Einspritzung, als sie vorüberschritten. Er hob nicht einmal den Kopf, so versunken schien er in seine Obliegenheit. Es war ein junger, blonder Mensch, mit dem Antlitz eines achtzigjährigen Greises.

Als sie den Mikroskopiersaal durchwanderten, saßen zwei ergraute Ärzte todernst über die Vergrößerungsapparate gebeugt. Wenn sie zuweilen auffahen, so geschah es nur, um Notizen auf einem Streifen Papier zu kritzeln. Es lastete eine Versunkenheit über ihrem Tun, die an die Weltentrücktheit eines Buddhaweisen gemahnte.

„Hypnal“, flüsterte der Gouverneur Peter zu. „Beachten Sie diese unerhörte Konzentration, bitte. Es sind beiläufig Todfeinde Mr. Devils aus früheren Zeiten. Stören wir sie nicht länger.“

Peters Kehlkopf stieg hilflos auf und nieder. Sein Mund wollte einen Schrei des Entsetzens formen. Es ging nicht. Seine Stimmbänder schienen eingerostet. „Menschen sind das, Menschen gleich mir!“ durchfuhr es ihn. „Aber von einem bösen Willen in Automaten verzaubert. Vielleicht waren es früher glückliche Familienväter, bevor jener Teufel sie von ihren Frauen riß?“ Ein heiliger Zorn kam über ihn. Er biß sich die Lippe blutig, um nicht Worte siedenden Hasses nach dem Abwesenden schleudern zu müssen. Was dieser Devil trieb, überschritt selbst die einem Genie gezogenen Grenzen, war Ausgeburt der Hölle. Daß er hier ohnmächtig zuschauen mußte, verbrannte ihn bis auf die Knochen. Er stieß heiser hervor:

„Gehen wir!“

„Sie haben ein zu weiches Gemüt, Mr. Sander, sehe ich. Das werden Sie sich hier abgewöhnen müssen. Meinen Sie, Mr. Devils große Erfolge lassen sich mit Beten erzielen?“ Er lachte spöttisch.

Peter preßte die Lippen zusammen. Nach einer Pause fragte er sarkastisch:

„Ich höre immer von „großen Erfolgen“. Wo sind sie denn, diese großen Errungenschaften? Bis jetzt habe ich nichts gesehen, als unmenschliche Schinderei.“

Der Gouverneur entgegnete mit einer Miene voll Überlegenheit:

„Gedulden Sie sich bis morgen, Mr. Sander. Morgen wird man Ihnen die vollgültigen Beweise liefern. Für heute müssen Sie sich mit meiner Zusicherung begnügen, daß wir hier auf der Insel im Besitze von Entdeckungen sind, von denen Sie sich nichts träumen lassen. Tuberkulose, Krebs, Arterienverkalkung, Haemophilie und Sepsis, um nur einige herauszugreifen, sind lächerliche Krankheiten für uns, da wir sie mit spezifischen Gegenmitteln leicht abtun können. Also, wie gesagt — morgen!

Wir wollen weiter, kommen Sie.“

Sie setzten ihren Rundgang fort. Sie gelangten in Isolierungsbaracken, wo die zerfressenen Leiber von Leprösen und Pestkranken lagen, in biologische Versuchsanstalten, wo mit Mäusen und Ratten, Hunden, Affen und Meerschweinchen experimentiert wurde, in einen verdunkelten Saal, mit den kompliziertesten Röntgen- und Bestrahlungsapparaten, in Operationsräume und Irrenzellen, in Laboratorien mit Brutschränken und Bazillenkulturen. Bis es Peter schwindelte.

Er legte sich immer wieder die Frage vor: wie kann ein einzelner diese Fülle von Material bewältigen? Auch wenn er 30 Helfer hat? Es ist wahr, nur ein Genie kann das. Ein turmhoher Geist, der anderen Fackel und Finsternis zugleich ist.

Kein Ausweg und keine Hoffnung.

Die Nacht, die folgte, war für Professor Sander mit Grauen gefüllt. Es war die erste Nacht auf der geheimnisvollen Insel, in einem neuen, ungewohnten Bett. Groteske Träume, in denen zuckende Menschenleiber, schleichende Schatten und eine satanische Fratze vorkamen, äfften ihn. Er erwachte wie aus dem Wasser gezogen. Er tastete sich zerschlagen nach dem Waschtisch des geräumigen, tadellosen Schlafzimmers, das man ihm gestern samt allem Zubehör zur Verfügung gestellt hatte.

Er war kaum mit seiner Morgentoilette fertig, so trat Mr. Devil nach kurzem Anklopfen ein. Unverhohlener Mißmut spaltete seine hohe, fliehende Stirn. Er sagte nur:

„Wenn Sie gefrühstückt haben, lege ich Ihnen die Beweise für meine Entdeckungen vor. Ich erwarte Sie in einer halben Stunde drüben in Gebäude II, Zimmer 4. Morning!“ Damit ließ er Peter allein.

Dann kamen Stunden, die Peter nie in seinem Leben vergessen würde. Stunden, die alles bestätigten, was Mr. Devil und sein Gouverneur angedeutet hatten. Peter tat einen Blick in die Werkstatt eines Genies, das weder Hemmungen noch Dimensionen kannte. Peter erschauerte vor der Größe der Erfolge, die jener unheimliche Mann in seiner Weltferne ausgebrütet hatte, und stand nicht an, zuzugestehen, daß die Forschungsstätte auf der Isla del diablo den Kenntnissen der übrigen Welt tatsächlich um ein Vielfaches voraus war. Staunen durchtränkte ihn. Aber auch schmerzliches Grauen. So neu und eigenartig Mr. Devils Erfindungen auch waren, so trüb war die Quelle, der sie entstammten. Kann Segen auf dem liegen, was der Qual unzähliger Menschen abgepreßt ist? Wie würde sich die Natur zu dieser überstürzten Entwicklung stellen?

Professor Sanders Fassungslosigkeit war für den Amerikaner Augenweide und Triumph. War wie ein langersehnter Tribut an seine imaginäre Gottähnlichkeit. Mit eitler Wollust sog er Peters unausgesprochene Anerkennung ein.

In Sander hatte sich indes eine seltsame Wandlung vorbereitet. War er noch letzthin fest entschlossen, nie seine Hand zur Anwendung seines Vitalins bei Devils unfreiwilligen Mitarbeitern zu bieten, so dachte er jetzt anders. Der stete Anblick jener Armen, die ein stummes Martyrium erlitten, durchwühlte ihn zu tiefst. Der Gedanke setzte sich fest in ihm, er müsse diesen Willensberaubten helfen, den endlichen Tag ihrer Befreiung noch zu erleben. Denn er hütete irgendwie die unklare Hoffnung, es könne für sie alle noch einen Ausweg aus dieser Gefangenschaft geben, wie eine wärmende, unsichtbare Flamme. Er wußte nicht um das Wann und das Wie; aber er hoffte. Von einem unerklärlichen, pochenden Gefühl in der Brust geleitet und aufgerichtet.

So kam es, daß Professor Sander sich in der Stille des ihm zur Verfügung gestellten Laboratoriums an die Herstellung seines Vitalins machte. Nach 24 Stunden hatte er genügend Extrakt für die Behandlung von nahezu 50 Menschen. Während dieser Zeit nahm er weder Speise noch Trank zu sich. Am nächsten Tag begann er mit den Injektionen. Die Patienten wurden paarweise hereingeführt und jeder erhielt 10 Kubikzentimeter in die Armvene. Es waren Männer des verschiedensten Alters und Aussehens, aber alle mit einer Gemeinsamkeit — diesem stumpfen, hoffnungsbaren Gesicht und dem zermürbten Körper. Greise waren darunter, die Koryphäen ihres Faches waren, und jugendliche Anfänger, deren hohe Stirnen einen beweglichen Geist verrieten. Beide hatten das Unglück, daß der Amerikaner sich für sie interessiert hatte.

48 Stunden später stürzte der Yankee in Peters Zimmer:

„Ich gratuliere! Das Vitalin wirkt. Wirkt glänzend. Sie haben ein verdammt kluges Köpfchen bewiesen, Professor. Wie wär's, wenn wir Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken forderten?“

Peter hatte keinen Sinn für die forcierte Lustigkeit. Mr. Devil übersah es und sagte:

„Ich muß jetzt auf einige Zeit verreisen. Wenn Sie Wünsche haben, wenden Sie sich an den Gouverneur. Er hat bereits seine Instruktionen von mir. Auf Wiedersehen!“ Und er stürzte schon wieder davon.

Peter trat an ein Fenster seiner hochgelegenen Wohnung. Freudlos gingen seine in violetten Höhlen liegenden Augen über die Stadt tief unter ihm. Auch das Grün der Palmen und Gärten machte ihm diese Stadt nicht liebenswerter. Sie blieb für ihn die Hochburg eines Ungeheuers, das Entsetzen hinterließ, wo es hintrat.

„Devil ging fort — ohne ihn!“ Das Flämmchen seiner Hoffnung brannte ganz tief herunter. Wie sollte irgend jemand seinen Aufenthalt hier auf der Insel entdecken? Ein Ozean lag zwischen ihm und der Heimat. Und er selber? Nein, er wußte keinen Weg in die Freiheit.

Schicksal.

Peter Sander vergrub sein aschgraues Gesicht in den Händen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ich und die Geisterwelt.

Von Frederick Tansley Munnings.

Es wird viel über die Frage gestritten, ob der Spiritismus eine ernst zu nehmende Wissenschaft oder lediglich Phantasie, bzw. geschickter Betrug sei. Nachstehende auszugsweisen Ausführungen eines „Fachmannes“ in American Weekly geben interessante Aufschlüsse.

Neun Jahre lang bin ich als spiritistisches Medium tätig gewesen, habe vor den anerkanntesten Autoritäten Zeugnis von meiner Gabe abgelegt und wissenschaftliche Prüfungen bestanden. Ich habe die Geister Verstorbener zitiert, darunter auch den von Lord Northcliffe, dessen Stimme von seiner früheren Privatsekretärin einwandfrei wiedererkannt wurde, und selbst Caruso hat für mich gesungen.

Tausende bestätigten mir, daß ich Dinge geschehen ließ, die nur mit Hilfe übernatürlicher Kräfte möglich waren. Und doch ist alles nur Humbug und Betrug gewesen!

Warum ich nach meinen großen Erfolgen ein derartiges Geständnis mache? Ich habe kürzlich im Krankenhaus gelegen und auf der Schwelle zu jener Welt gestanden, mit deren „Sendboten“ ich meine Zuschauer und Zuhörer so oft zu Narren hielt. Ich weiß nicht, ob es ein Leben nach dem Tode gibt, doch ich hoffe und glaube es, und deshalb schwor ich den Mächten im Jenseits, meinen Betrug aufzudecken, wenn mir das Leben geschenkt würde. Nun muß ich mein Versprechen halten.

Ich habe in meinem Dasein mit bescheidenem Erfolg auf allen Gebieten des Rechtes und der Politik gearbeitet. Dabei eignete ich mir eine Menschenkenntnis an, die mir zusammen mit meiner guten Baritonstimme und einem ausgezeichneten Gedächtnis bei meiner späteren spiritistischen Laufbahn sehr zu statten kam.

Durch Zufall geriet ich einmal in Bournemouth in eine spiritistische Versammlung. Eine Zeitlang warteten wir gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten; dann schien einer unter den Anwesenden ein „Gesicht“ zu bekommen, denn er sagte: „Ich sehe einen älteren Mann mit ernsten Zügen und grauem Haar. Er hieß während seines Erdenlebens John, und sein Sohn ist unter uns.“ Nun ist John sicher der gebräuchlichste von allen englischen Vornamen, und bestimmt waren verschiedene unter uns, deren Väter so geheißen hatten, so auch ich. Die Suggestion, die vom Geisterseher ausging, war so groß, daß ich in jenem Augenblick bestimmt glaubte, mein Vater lasse mich aus dem Jenseits durch das Medium grüßen.

Ich muß bekennen, daß es hauptsächlich die Furcht vor dem Tode und die Ungewißheit über mein späteres Schicksal

waren, die mich ebenso wie andere veranlaßten, an den Spiritismus zu glauben. Ich wurde Mitglied einer spiritistischen Gesellschaft, und gelegentlich einer Sitzung widerfuhr mir die Ehre, von einem Medium unter allen Anwesenden herausgegriffen und als „psychisch“, d. h. zum Verkehr mit den Geistern geeignet, bezeichnet zu werden.

Eines Tages wohnte ich einer Sitzung bei, in deren Verlauf der Geist eines bekannten Konzertsängers zitiert wurde. Ich hatte den Lebenden einst singen hören, konnte aber keinerlei Ähnlichkeit zwischen seiner und seines Geistes Stimme feststellen. Kurz danach las ich, daß der betreffende Sänger noch lebte. Zur Rede gestellt, erklärte uns das Medium später, ein Poltergeist habe sein Spiel mit uns getrieben und sich als den Konzertsänger ausgegeben. Ich aber begann mir meine eigenen Gedanken zu machen.

Ich wurde in spiritistischen Kreisen bekannter und erfuhr, daß berufsmäßige Medien ein gutes Einkommen hatten. Ich überlegte mir auch, daß, nachdem es Geistern möglich sein sollte, die Stimmen Lebender nachzuahmen, es einem Lebenden noch leichter fallen mußte, einen Geist vorzutäuschen. Doch damals lag mir die Absicht, meine Zuhörer zu täuschen, noch fern; vielmehr hatte ich den Wunsch, selbst ein spiritistisches Ergebnis zu erzielen.

Von einer bekannten Spiritistin war mir gesagt worden, bei Anfängern machten sich die Geister nicht unmittelbar durch ihre Stimme, sondern durch Schläge oder Laute mit dem bei derartigen Sitzungen gebräuchlichen Sprachrohr bemerkbar. Ein Schlag hieß „Nein“, zwei Schläge bedeuteten „zweifelhaft“ und drei Schläge „Ja“. Eines Abends, als wir zu acht Spiritisten zusammen saßen, schlug ich im Augenblick vollkommener Stille auf das Sprachrohr. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt, so daß uns die Ohren wie von einem Pistolenschuß dröhnten. Ich selbst war erstaunt, denn ein leichtes Raunen aus allen Winkeln schien die Anwesenheit der Geister zu verraten. Ich begnügte mich an diesem Abend mit einem weiteren Schlag, und alle Anwesenden glaubten, das Wesen aus dem Jenseits sei heute noch nicht zu Mitteilungen geneigt. Doch der kleine Erfolg allein machte meine Freunde schon glücklich. Mehr wollte ich damals nicht.

Doch eine unehrliche Handlung zieht andere nach sich. Meine Freunde wünschten durch meine Vermittlung mehr von der Geisterwelt zu erfahren. Weil gewöhnliche Schläge nicht mehr genügend erschienen, stieß ich in einer der nächsten Sitzungen mein Sprachrohr mehrere Male auf den Fußboden. Ich selbst zählte die Stöße nicht, aber eine Anwesende schrie: „Zehn Schläge. Wir sollen bis zehn Uhr abends zusammen sitzen, statt nur bis neun Uhr. Dann werden wir etwas erleben.“ Ich ließ das Sprachrohr dreimal tönen: „Ja.“

In der nächsten Sitzung hielten wir bis zehn Uhr aus. Ich trug damals eine Taschenuhr mit Leuchtzifferblatt und wollte in der Dunkelheit nach ihr sehen. „Seht, seht!“ schrie da mein Nachbar. Ich ließ die Uhr sofort in meine Tasche zurückgleiten. „Was war es?“ fragten erregt die anderen. „Ein Geisterlicht!“ Ich wartete einen Augenblick, dann ließ ich das „Geisterlicht“ wieder erscheinen. Das Unvermeidliche kam, mein Ruf als Medium war gefestigt. Jetzt mußte ich auch „Geisterstimmen“ sprechen lassen. Deshalb stand ich während einer Sitzung auf, ging unbemerkt in eine Ecke und ließ einen indianischen Kriegsruf in die atemlose Stille platzen. Alles schrie auf, und eine Frau fiel in Ohnmacht.

Trotz meiner „Erfolge“ glaubte ich damals noch an die Geisterwelt und fürchtete, irgendein Wesen aus dem Jenseits werde mich mit Hilfe eines wirklichen Mediums verraten. Bis jetzt hat dies aber kein Geist getan.

Vom indianischen Kriegsruf bis zu verständlichen Worten war nur ein kurzer Schritt. Ich verstand es, die Stimme eines verstorbenen Bruders täuschend nachzuahmen; niemand wußte von meiner Fähigkeit. In einer Sitzung schlich ich mich in die Mitte des Zimmers und ließ von dort aus den Geist meines Bruders durch das Sprachrohr sprechen. Wenige Sekunden später saß ich wieder auf meinem Platz und antwortete meinen eigenen Worten. Meine Freunde waren begeistert; ich hatte innerhalb zwölf Monaten erreicht, wozu andere Jahre benötigten, ich war ein anerkanntes „sprechendes Medium“. Mein Name kam in die Öffentlichkeit.

Jetzt fürchtete ich die Entlarvung mehr denn je, weil ich in Zukunft an Stelle meiner gläubigen Freunde mit skeptischen Fremden zu tun haben sollte. Ich wollte schon „krank“ werden, doch meine Frau, die an meine Eigenschaft als Medium glaubte, stimmte mich um. Sie sah zu mir auf, wie zu einem höheren Wesen, und dies gefiel mir. In der ersten Sitzung vor Fremden hatte ich Lampenfieber. Deshalb „ereignete“ sich auch anderthalb Stunden lang nichts. Dann half ich mir aus der Verlegenheit, indem ich einer mir zunächst sitzenden Dame einen kalten „Hauch aus dem Jenseits“ über die Schultern fahren ließ. Keiner merkte, daß mein Gürtel, den ich in der Luft herumwirbelte, der Winderzeuger war.

Im Laufe der Zeit aber bekam ich Mut und versuchte durch lange Übungen die gleichen Leistungen zu erzielen wie die ganz großen Medien. Mein bester Trick wurde die kalte „Geisterhand“, die noch die Grabeskühle zu haben schien, wenn die schaudernden Anwesenden nach ihr griffen.

Leute, die an den Spiritismus glauben, sind es selbst, die jedem kleinsten Ereignis während der Sitzungen eine übernatürliche Bedeutung zuschreiben. Deshalb gelangen mir alle Tricks, und auch andere werden sie ausführen können, denn alles hat eine ganz natürliche Erklärung.

Ein Todeskampf in der Eiswüste.

Zwischen König Wilhelm-Land und Hudson-Bay.

Nach Tagebuchblättern

berichtet von Harry Wilkins-Milwaukee.

Der kanadische Eskimo ist im langsamen Aussterben begriffen. Die Regierung in Ottawa bemüht sich seit Jahren, diese Gefahr zu bekämpfen, und mehr als ein Regierungsbeamter, Missionar und Angestellter der Hudson-Bai-Gesellschaft hat sein Leben der Erhaltung des gefährdeten Volkes gewidmet. Große Verdienste auf diesem Gebiet erwarb sich die berittene Polizei, die ihre Posten mit Sanitätsstationen, Lebensmittel- und Materiallagern ständig weiter nach Norden vorschob. Zwischen dem nordöstlichsten Lager der Hudson-Bai-Gesellschaft auf König Wilhelm-Land und dem nördlichsten Posten der berittenen Polizei an der Chesterfieldbucht klaffte aber eine breite Lücke unbekannten Gebietes, das nur einmal von einem Weißen, dem Dänen Rasmussen, gestreift worden war und doch den Berichten von Pelzjägern zufolge Eskimoniederlassungen umschließen sollte. Der Regierung lag daran, Näheres über dieses Land zu erfahren, um zu prüfen, ob die sanitäre und wirtschaftliche Hilfsaktion auch auf die dort lebenden Eskimos auszudehnen wäre.

Die Aufgabe wurde dem seit Jahrzehnten in Regierungsdiensten stehenden Ingenieur Major Burwash übertragen, der dazu am geeignetsten erschien, weil er während seiner langen Dienstzeit nur selten über den nördlichen Polarkreis hinaus nach Süden gekommen war. Das Tagebuch des Majors, das dieser der amerikanischen Zeitschrift „World's Work“ zur Veröffentlichung übergab, berichtet über die Fahrt durch unbekanntes Land:

Anfangs März dieses Jahres brach Major Burwash mit drei Eskimos und drei Schlitten aus seinem Winterquartier im König Wilhelm-Lande auf. Die Not trieb ihn zum verfrühten Abmarsch, denn die Lebensmittel, vor allem für die Schlittenhunde waren durch das unerwartete Ausbleiben der sonst in jedem Jahr die Simpsonstraße kreuzenden Karibuherden und infolge der ungewöhnlich starken Vereisung, die jeden Fischfang unmöglich machte, fast ganz aufgebraucht. Dagegen berichteten Eskimos, vier Tagereisen weiter östlich lebe an der Mündung des Murchison ein Stamm, der den Major mit Fischen und mit Karibufleisch versorgen könne. Deshalb sollte dem eigentlichen Marsch zur Hudson-Bai eine besondere Expedition zur Eskimoniederlassung vorangehen, um dort einen Stützpunkt anzulegen.

Der Marsch begann über das Eis der Simpsonstraße. Am Abend des zweiten Tages erreichte die Karawane einen verlassenen Igloo, eine aus Schnee gebaute Eskimohütte mit einem zehn Meter langen tunnelartigen Windfang. Der Platz lockte nicht zum Bleiben, da die Innenwände vereist waren, doch ein in der Nähe gefundenes totes Karibu konnte den Hunden als Futter dienen. Am anderen Morgen tobte der Schneesturm. Vier Tage und Nächte hielt er die Karawane im Igloo gefangen und drang durch die Löcher in den Eiswänden. Infolge der natürlichen Wärme von Mensch und Tier schmolz die Decke, so daß sie immer wieder erneuert werden mußte. Die Hunde, die schon am zweiten Tag das letzte Futter gefressen hatten, heulten im Tunnel vor Hunger. Am fünften Tage konnte Burwash wieder aufbrechen. Fünf Tage lang stapfte die Karawane durch Eis und Schnee, ohne eine Spur von der verheißenen Niederlassung zu finden. Den halbverhungerten Hunden wurden Haferflocken vorgeworfen, und doch plünderten die Tiere in der Nacht die Schlitten und fraßen Rollgerste, Stiefel und Pelze.

Endlich stieß die Karawane auf das rettende Eskimodorf. Burwash wurde gut aufgenommen, die ganze Siedelung half ihm beim Bau eines Igloos, und abends war das Dorf zu einem Becher Tee, dem Einzigen, was der Weiße anbieten konnte, bei der Karawane zu Gast. Der Major gönnte sich und seinen Leuten eine Woche Ruhe, regelte die Anlage des Stützpunktes und kehrte, die

Schlitten mit Karibufleisch und Fischen beladen, nach König Wilhelm-Land zurück.

Wenige Tage später brach Burwash wieder auf. Reichlich mit Lebensmitteln und Futter versehen, glaubte er einen Vorstoß zum magnetischen Nordpol wagen zu können. Anfänglich war ihm das Glück günstig, und er traf durch Zufall den Eskimostamm vom Murchison, der auf einer Jagdfahrt nach Nordwesten begriffen war. Da brach unter den Hunden eine Seuche aus. Mehrere Tiere verendeten. Burwash kaufte von den Eskimos neue Hunde und zog weiter nach Norden. Wieder fielen sieben Hunde. Der Major mußte den Marsch zum magnetischen Nordpol aufgeben und wandte sich nach Süden seinem Stützpunkt am Murchison zu. Unter dauernden Verlusten an Schlittenhunden erreichte er das Lager nach vierzehn Tagen. Dort fand er nur einen Eskimo mit Frau, Kind und zwei Hunden. Der Mann war bereit, die Karawane an die von Europäern noch nicht betretene Westküste der Pelly-Bay zu führen. Kurz vor dem Aufbruch trafen zwei andere Eskimos ein und wurden ihrer Hunde wegen angeheuert, obwohl einer ebenfalls Frau und Kind mit sich führte. Um ihretwillen mußte Burwash die Schlittenladungen verringern und auch Lebensmittel zurücklassen. Die Gefahr für die Karawane wuchs dadurch bedeutend.

Am 20. April zog der Major weiter. Die Hunde waren sämtlich krank und konnten die vollen Ladungen nicht ziehen. Deshalb mußte jeder Tagemarsch mit den weniger belasteten Schlitten dreimal wiederholt werden. So legte die Karawane täglich nur 15 Kilometer zurück. Jeden Tag fielen Hunde. Burwash gereizte Nerven wurden durch das entsetzliche, nie endenwollende Weinen und Schreien der Eskimokinder zum Zerreißen gespannt. Kein gutes Wort konnte die Quälgeister zum Schweigen veranlassen, und Schläge hätten die mit wahrer Affenliebe an den Kindern hängenden Eskimos zur Meuterei getrieben.

Ende April wurde die Karawane durch einen Schneesturm im Igloo gefangen gehalten. Da entdeckte Burwash, daß die letzte Kanne, die den Brennstoff für den kleinen Ofen enthielt, ein Loch hatte. Das Feuer mußte gelöscht werden und durfte nur brennen, wenn Schnee zur Gewinnung von Trinkwasser zu schmelzen war; das Karibufleisch wurde roh gegessen. Nach zwei Tagen legte sich der Sturm, und Burwash brach mit den Männern auf, um den Igloo für die nächste Nacht zu bauen. Die Frauen blieben mit den Kindern zurück. Nach zehn Kilometern geriet Burwash in den stärksten Schneesturm, den er je erlebte. Die Männer mußten sich den Weg zum Lager erkämpfen. Die Schneekristalle fuhren ihnen wie Nadeln in das Gesicht, blendeten die Augen und machten jeden Schritt zur Qual. Nach neun Stunden erreichten die Männer vollkommen erschöpft und halb erfroren das Lager.

Während der nächsten Tage kam Burwash kaum vorwärts. Die Karawane lag eng aneinandergepreßt im kalten Igloo. Täglich verendeten Hunde. Am 5. Mai erreichte Burwash endlich mit den letzten sechs Tieren ein fast verlassenes Eskimolager an der Pelly-Bay. Er konnte dort zehn neue Hunde und Futter kaufen. Die beiden Eskimofamilien blieben in der Niederlassung zurück.

Nach wenigen Rasttagen ging es weiter nach Süden. Der Schnee begann zu schmelzen und hemmte jeden Schritt. Die Sonne brannte auf die weiße Fläche und entzündete die Augen . Die Hunde konnten nur noch einen Schlitten ziehen, und die Männer mußten sich nachts unter der Schlittendecke verkriechen, weil der Schnee zum Igloobau zu weich war. Wieder wurde die Karawane vom Schnee überfallen, die Schlittendecke flatterte davon, und der Morgen sah Menschen, Hunde und Schlitten unter fußhohem Schnee begraben. Vierzehn Tage lang quälten sich die halbblinden Männer mit den todmüden Hunden durch den Schnee, bis sie die Niederlassung der Hudson-Bai-Gesellschaft in der Repulse-Bai erreichten.

Nach siebentägiger Rast segelte Burwash in einem kleinen Walfängerboot auf die Hudson-Bai hinaus. Das Eis geriet in Bewegung, schloß das Boot ein und trieb es fast in die Repulse-Bai zurück. Lebensmittel und Brennstoff gingen aus; rohes Seehundfleisch mußte als Nahrung dienen. Endlich setzten Regen und starkes Tauwetter ein. Burwash erreichte nach dreitägiger Fahrt die Chesterfieldbucht und fand ein Schiff, das ihn in zivilisiertes Gebiet zurückbrachte.

Lustige Rundschau



* **Zu spät.** „Was sagst du dazu? Freund Edwin hat vier Tage nach der Hochzeit das große Los gewonnen." — „Geschieht ihm ganz recht. Ich habe ihm stets gesagt, er soll nicht so früh heiraten!"

Die Alpen werden niedriger.

Von Karl Perktold (Traunstein).

Vor kurzem wurde die aufsehenerregende Feststellung veröffentlicht, daß die Alpen immer mehr nach dem Norden wandern. In über einer Million von Jahren würden die ersten Vorberge bereits die Donaugrenze erreicht haben. Zugleich aber werden die Berge von Jahrtausend zu Jahrtausend um einen Meter niedriger werden. Jeder, der sich schon einmal in den Alpen aufgehalten hat und Bergwanderungen unternahm, wird die Beobachtung gemacht haben, daß am Fuße der Bergwände oder Bergkuppen ungeheure Felsblöcke verstreut herumliegen. Und fast tagtäglich hört man das Donnern niedergehender Steinlawinen. An irgendeiner Wand lockert sich ein Felsblock; er bricht aus dem ganzen Felsgebilde heraus und reißt eine ungeheure Gesteinmasse mit in die Tiefe. Man beobachtet gerade in den höchsten Regionen Risse durch die Felswände. Diese Risse erweitern sich von Winter zu Winter; es entstehen mehrere Seitenrisse, die immer tiefer und tiefer gehen und oft eine Tiefe von fünf bis zehn Meter erreichen. An einer Wand — in einem an der Tiroler Grenze gelegenen Gebirgsstock — entdeckte ich einen Riß, der bereits 20 Zentimeter breit, ungefähr einen halben Meter tief und zirka 15 Meter lang ist. Dieser Riß befand sich vor vier Jahren an dieser Stelle nicht. Für die Kletterer sind diese Risse ja willkommene Griffe; für die Zukunft werden diese Risse aber verhängnisvoll. Später — nach Jahrzehnten — vergrößern sich die Risse um einige Millimeter, nach weiteren Jahrzehnten werden die Millimeter zu Zentimeter und so weiter. Auffallend für mich war stets die Beobachtung, daß die Risse sich sehr schnell bildeten, aber dann — für einen Sterblichen kaum sichtbar — sich immer mehr und mehr vergrößern. Es entstehen aus diesen Rissen breite und tiefe Einschürfungen, die vielfach so tief gehen, daß die Wand in ihrer ganzen Breite gespalten wird. Es entsteht der sogenannte Kamin, die größte Freude für unsere Bergkletterer. Die Natur braucht natürlich zur Bildung eines solchen Kamins eine ungeheure Zeit.

Sehr viel zur Abtragung der Gesteinmassen trägt das Wasser bei. Seine Zerstörungskraft in den Bergen ist bekannt. Diese äußeren Einflüsse — Wasser, Frost und so weiter — brauchen Jahrhunderte, um sichtbar zerstörende Einwirkungen hervorrufen zu können. Ungeheuer groß aber sind die inneren Erschütterungen, Zusammenbrüche, Einsturzkatastrophen und so weiter. In den letzten Jahren ist es wiederholt in der Gegend des Reichenhaller und Berchtesgadener Gebiets zu inneren Detonationen gekommen, die wie ein dumpfer Gewitterdonner sich anhörten. Diese Detonationen waren jedesmal von einem Beben der Erde in einem kilometerweiten Umkreise begleitet. Der Berg selbst zitterte und wurde erschüttert. Im Innern des Berges bildeten sich riesige Höhlen oder Labyrinthe. Ein typischer Berg mit inneren Einsturzdetonationen ist der Untersberg mit seinen Riesenhöhlen, auch das Lattengebirge hatte wiederholt heftige Erschütterungen zu überwinden. Leider wurde nicht allgemein wissenschaftlich Buch darüber geführt, wie oft und wie lange solche Detonationen eingetreten sind. Das Lattengebirge ist einer der zerklüftetsten und wildromantischsten Bergkolosse des Alpenlandes überhaupt. Eine Unzahl von Schluchten und seltsamen Felsbildungen charakterisieren diesen sich selbst zerstörenden Gebirgsstock. Im Laufe der Jahrtausende hatten sich die Schluchten und eigentümlichen Felsengruppierungen herausgebildet, und vor Millionen von Jahren dürfte diese Gebirgsgruppe ein einziger einheitlicher Berg gewesen sein, der durch die inneren Zerstörungsprozesse so gestaltet und zerklüftet wurde. Ein zusammenstürzendes Gebirge kann auch das Tennengebirge, das durch seine Rieseneishöhlen weltberühmt ist, genannt werden. Einmal wurde sogar das Tennengebirge als Herd eines Erdbebens bezeichnet. Im Innern dieses Gebirgszuges hatte sich wohl seinerzeit eine riesige Einsturzkatastrophe ereignet.

Unsere Alpen stürzen mehr und mehr zusammen, und wenn auch Millionen von Jahren vorübergehen werden, ehe sie abgetragen werden, so kann man doch heute schon vielfach Zeuge dieser zerstörenden Gewalt sein. Jahr für Jahr werden die Berge niedriger, wenn auch nur um einige Millimeter; aber genaueste Messungen beweisen uns diese These. Es ist der für uns Menschen unfaßbare Werdegang der Natur: die aufbauende und zerstörende Natur. Hier wird eine Bergkette zusammenbrechen — dort wird die Natur neue Bergriesen aufbauen. Die Natur braucht Ewigkeiten, aber ständig, ohne auszuruhen, baut sie auf und zerstört und gleicht so das urewige Gesetz aus.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.